

Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 5 (1910-1911)
Heft: 9

Artikel: Aus schweizerischer Dichtung : an den Gletscherbächen, von J. Jegerlehner
Autor: H.BI.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-751355>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Aus schweizerischer Dichtung

An den Gletscherbächen, von J. Jegerlehner



Schon vor einigen Monaten haben wir in einer kurzen Umschau über neuere Schweizer Literatur auf das Buch „An den Gletscherbächen“ von J. Jegerlehner aufmerksam gemacht; die Erzählungen erschienen zu Weihnachten in A. Francke's Verlag in Bern, und wenn wir heute eine Probe daraus zum Abdruck bringen, so soll damit nur noch nachdrücklicher auf das gefällige, besonders auch zu Geschenkszwecken geeignete Buch hingewiesen sein. Jegerlehner hat sich mit seinen Walliser Geschichten rasch eine beachtete Stelle unter den schweizerischen Erzählern erworben. Seine Erzählungen bieten echte, gesunde Heimatkunst, herausgewachsen aus wirklicher intimer Kenntnis von Land und Leuten, die in langjährigem vertrauten Umgang erworben und nicht nur einer oberflächlichen Bekanntschaft entsprungen ist. Daß er uns nun gerade in die abgelegenen, heute noch ziemlich unberührten Seitentäler des obern Wallis führt und uns so mit den Sitten und Gebräuchen eines eigenartigen und fremdartig anmutenden Sennenvolkes bekannt macht, daß er ein trefflicher Schilderer der unvergleichlich schönen Landschaft jener Hochtäler ist, das verleiht seinen Erzählungen auch noch ein stoffliches Interesse, das ihren Reiz um so mehr erhöht, als es nie aufdringlich in den Vordergrund gedrängt wird. Von dieser glücklichen Verschmelzung des Romanhaften mit dem Kulturellen, was wir für den Hauptvorzug von Jegerlehners Erzählerkunst halten, mag das Folgende eine Probe geben. Wir zweifeln nicht, daß diese Probe ihm und seinen Büchern auch neue Freunde werben wird. („Was die Sennen erzählen“, „Am Herdfeuer der Sennen“, „Aroleid“, sämtlich im Verlag von A. Francke, Bern.)

H. Bl.

Der Alpsegen

Klein und eng ist das Nanzertal, kaum drei Stunden lang. Die Waldbäume haben Mühe, sich an den steilen Halden anzuklammern und greifen deshalb mit ihren Wurzeln hierhin und dorthin, um festen Halt zu suchen. An vielen Stellen ist der Wald von Felsstücken und Schuttlawinen von oben nach unten bis auf den letzten Splitter weggehobelt worden. Die Alpweiden sind nicht große, zusammenhängende Flächen; hier liegt ein Stück, dort wieder eins, und wo nicht jedes Jahr gesäubert wird, versinkt das Weideland in Unkultur und Wildnis.

Oben, wo die braunen Gletscherbäche über die Felsen schießen, öffnet sich das Tälchen zu einem Kessel, in dem die Eiszungen der „weißen Frau“, die wie die Schleppe einer vornehmen Dame nach allen Seiten sich verbreiten, Platz finden. Wenn der Mond über das Firnkleid des mächtigen Gebirgskopfes seinen Silberglanz ausgießt, dann geht ein festliches Leuchten und Blinken durch die Wälder und Alpenfelder des kleinen Hochtales, als ob es von der Erde gelöst hinaufgerückt worden wäre in die reinen, strahlenden Himmelshöhen.

In alter Zeit stand am Fuß der großen Gletscherzunge ein prächtiges Herrenschloß. Davor lagen blühende Gärten und grüne Weinberge. Der Heidenkanal, der jetzt die Güter der Gemeinde Grächegg beriefelt, bewässerte die Reben. Im Herbst wurden die gefüllten Lagel in die Wasserleite geworfen, um den Berg herum nach Grächegg geflößt und auf den Markt geführt. Die alten Leute reden noch jetzt von den Sirmen oder Rebstriinken, die sie in der Nähe des Gletschers gefunden haben.

Eines Tages, als die sagenhafte Gräfin sich in dem Garten erging, wehte ein herber Wind, und das Wasser der Springbrunnen war überflübert.

Da räumte sie die Hochburg und zog in mildere Gefilde. Das Schloß zerfiel, die Gärten verwilderten und wurden zu Matten, die Matten zu Alpweiden. Von den Spitzen und Kuppen stieg der Gletscher herab und sandte seine Zungen bis in den Talgrund.

Von den Grafen, die in dem Schlosse gewohnt haben, weiß die Geschichte nichts zu berichten, und auch der Volksmund schweigt sich darüber aus. Man erzählt nur, daß einmal ein Hirte gelebt habe, der jeden Morgen in der Nähe der Schloßruine betete. Wenn er fortgehen wollte, streckte immer wieder eine arme Seele die Hand aus dem Boden und rief: „Noch ein Vater Unser für mich, noch eins für mich!“ Und er mußte oft den ganzen Tag dort bleiben und beten, um alle die Bitten zu erhören, so daß er erst im späten Abend zur Hütte zurückkehren konnte, um die Kühe zu melken.

Auf der breiten, mit Geröll übersäten Terrasse zu Füßen des Gletschers steht jetzt eine einfache, aus Stein gemauerte Alplerhütte. Während vielen Jahren wurde sie von einem Sennen und einem Hirten bewohnt, die zusammen eine kleine Herde sömmereten.

Es war am Vorabend des Fronleichnamsfestes. Nach regnerischen Tagen war die Sonne wieder am blauen Himmel emporgestiegen und hatte den frisch gefallenen Schnee zurückgetrieben. Die Kühe wurden eben gemolken, als bei den zwei Alplern ein müder Wanderer erschien. Der Fremde trug einen alten verwaschenen Herrenhut, städtische Kleider voller Flecken und Risse und zerlöchernte Schuhe. An dem rechten Bein schaute das Knie hervor. Das Gesicht war blaß, die Backenknochen stachen aus den schmalen, mit schwarzen Stoppeln überzogenen Wangen, und in den grauen Augen lag eine große Müdigkeit.

„Guten Abend gewünscht, Thedül“, grüßte der Fremdling und setzte sich bei der Hütte auf einen Stein. Der Senne hatte ihn schon längst bemerkt. Er saß unter einer Kuh und hob öfters den Kopf.

„Ich kenne Euch nicht“, erwiderte er, „oder — oder du bist denn der — ja richtig, der Severin!“

„Der bin ich, jawohl! Gebt mir zu trinken, ich vermahnte.“

„So, bist du jetzt hier? Aber aus der Stadt kommst du nicht.“ Und Thedül maß den andern mit einem Blick des Bedauerns und des Spottes zugleich, wie wenn er sagen wollte, was will jetzt der hier? „Komm in die Hütte“, rief er ihm zu, „ich will dir die Gepsen füllen, oder wenn du aus dem Eimer lassen willst?“ Severin nahm ihm das Geschirr aus der Hand und verschlang die laue Milch mit gierigen Zügen. „Ich komme über das Meidenbord vom Simplon her und will nur bei Euch schlafen diese Nacht. Morgen gehe ich weiter“.

„Das kannst du schon — hier schlafen“, versetzte der Senne und streifte die Ärmel des grau gewürfelten Hemdes wieder über die lederfarbenen Ärmel. Das braune Haar hing über die Schläfen herunter, zwei scharf gezogene Runzeln durchschnitten die Wangen, der Schnurrbart war kurz geschoren, die Glieder waren hager und zäh. Etwas wie die Kraft und die Verbheit des Zerbenholzes lag in seinen rauhen Gesichtszügen und in der schlanken, geschmeidigen Gestalt.

Sein Gefährte, der Schlapjer geheißten, war nicht weniger groß. Er hatte runde braune Ärmel, einen großen Kopf, an dem der dicke Hals auffiel und tiefliegende, glanzlose Augen, die immer ins Leere zu stieren schienen. Eine schwere Zunge hinderte den Fluß der Sprache, so daß man Mühe hatte, ihn zu verstehen. In dem jungen Burschen steckte eine klöbige, fast verschwenderische Kraft. Was die Natur an Geistesgaben versagt hatte, war ihm an Leibesstärke zugemessen worden.

Der Fremde setzte sich auf die Steinplatte des Daches, wo es den Boden berührte, zog Faden und Nadel heraus und schneiderte an seinen Hosensäumen herum, indessen die andern zwei fertig molken, unter den Kessel feuerten und den Käse bereiteten. Der Gletscher warf eine solche Helle durch das Tal, daß es schien, als ob es heute nicht Nacht werden wollte. Aber allgemach kam sie doch. Der Goldglanz auf den Zinnen erlosch, spinnwebfeine Dämmererschleier wallten aus der Höhe nieder, und die Hütte versank eine Stunde später in das Dunkel einer stillen Sommernacht.

Die drei Männer saßen unterdessen in der Hütte auf Melkstühlen und löffelten aus einem Napf die Abendsuppe. Es war dem Sennen nicht sehr ums Reden zu tun. Er beobachtete im stillen den fremden Gast, wunderte sich, woher er komme und was ihn über die Berge treibe und schämte sich doch, ihn darnach zu fragen.

„So, jetzt ist's mir wohl“, unterbrach Severin das Schweigen, steckte den Löffel in die Spalte an der Wand und zog aus dem Koch eine Meerschampaupfeife.

„Versuch den Tabak, Severin! Das ist feiner Herrentabak!“ Der Senne zog die Pfeife auch hervor und stopfte den Kopf damit.

„Du glaubst wohl, ich sitze immer noch unten in Domo im Zuchthaus! Aber das habe ich schon längst quittiert, meiner Seele!“

„Man hat's erzählt — du siehst entwischt“, versetzte Thedül.

„Jawohl! Zum Kaputmachen war's! Die Hitze in der Zelle, und dann diese Kost! Schweinefutter haben sie uns zu fressen gegeben! Drei Wochen lang wurden wir hinausgeführt an den Rhonedamm, um zu fronen. Eines Tages, wie der Gendarm seine Batille aus dem Gestrüpp holte und an den Mund setzte, da bin ich in die Rhone gesprungen und ans andere Ufer geschwommen. Die Kugel, die er mir nachjagte, die klatzte ins Wasser.“

Der Schlapjer, der durch den Mund atmend stumm zuhörte, spuckte in die Hände, um den Kopf besser stützen zu können.

„Das war vor zwei Jahren oder so herum. Wo hast du dich seither herumgetrieben?“ fragte der Senne.

„Ich habe mich ins Ennetbirgische verzogen, in Barsello bin ich bei einem Geschäftsmann Knecht, Handlanger und Kutscher gewesen, alles in einem. Auf einmal ist es mir verleidet. Ich fragte den Meister, ob ich nicht hinübergehen könne ins Wallis, um meine Habseligkeiten zu holen. Er gab mir die Erlaubnis, den alten Kohlenwagen anzuspinnen, aber ich wartete, bis er auf Reisen ging, spannte die zwei guten Pferde an die neue Kutsche und fuhr über den Gotthard ins Urnerland. Aber poß Donner! Die Herrlichkeit nahm bald ein Ende. Wie sie mich einfangen wollten, ließ ich Pferd und Wagen im Stich, ohne mir was draufzahlen zu lassen und brachte mich in Sicherheit.“

„Sicher bist du hier nicht“, entgegnete Thedül kühl.

„Bei den Gletschern suchen sie mich nicht. Aber da muß man Dreck fressen oder brand-schwarzen Hunger leiden. Wenn es nicht anders sein kann, so sollen sie mich halt wieder einsperren. Für einen ehrbaren Kerl bin ich ja doch nicht geschaffen.“

„Da brauchst du nicht weit zu gehen, nur bis Grächegg. Dort paßt dir der Gendarm auf —. Man sagt, du werdest sicher einmal die Mutter auffuchen.“

Der Vagabund horchte auf. „Die Mutter! Ja, zu der Mutter geh' ich Morgen, vielleicht. Was tut sie wohl?“

„Was so eine arme Tschutte tun kann, wenn der Speicher leer ist, der Stich in den Beinen und kein Geld zum doktern.“

Severin fuhr auf. „Ist sie krank? Ja sie ist krank. Sie hat ja immer getränkelt, oder ist sie zum sterben?“

„Sie ist nicht mehr ganz am Leben und doch nicht tot. Ein Wunder ist's. Sie war immer eine brave Frau, deine Mutter, und fastet lieber, als daß sie Bettelbrot ißt.“

Severin nestelte hastig in seinem Sack herum, zog aus einem schwarzen abgeschossenen Ledertäschchen einige Banknoten und legte sie dem Sennen aufs Knie. „Versprich mir, das Geld meiner Mutter zu übergeben im Herbst nach der Talfahrt oder schon früher, wenn du dann einmal hinuntergehst nach Grächegg. Ich tät es selber, aber ich weiß nicht, ob sie mich nicht vorher abfangen, und dann braucht die Polizei darum nicht zu wissen. Da —“ Er zog ein Zwanzigfrankenstück heraus. — „Das ist für dich“.

Thedül wies das Goldstück zurück. „Ich tu es auch umsonst!“

„So nimm du es, Schlapjer“. Der Hirte hockte unbeweglich da, den Kopf in die Hände gestützt, das Gesicht nach vorn gestreckt, dann hielt er rasch die Hand hin und brummte mit einem läppischen Lachen unverständliche Laute.

„So — Zeit ist's für das Vieh“, sagte Thedül, und alle drei begaben sich ins Freie. Die Herde wurde der Hütte zugetrieben, von wo ein schmaler Weg über die stolze Böschung hinunter zum Bach führte, der in breitem Laufe durch den sanft geneigten Plan dahin murmelte. Die Tiere folgten in einer Reihe dem Weg, flotschten, das kalte Wasser kostend, hindurch und schritten gemächlich weiter, bis sie auf dem ebenen, gegen die Winde geschützten Grashoden anlangten, auf dem ehemals das Grafenschloß gestanden hatte. Man nannte ihn den Rasgarten, weil vor nicht langer Zeit dort noch Rüben gepflanzt wurden. Die Äpler blieben bei der Hütte zurück und warteten, bis die Herde drüben angelangt war und das Lager bezogen hatte. Ställe gab es hier keine. Die Tiere mußten auch in kalten Nächten im Freien bleiben.

Thedül holte in der Hütte die Milchvolle, stand auf einen Block, wandte sich gegen den Rasgarten und rief mit lauter, helltönender Stimme durch den Blechtrichter den Johannisseggen.

„Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. In ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen.

Ave Maria und verwundeter Leib Herr Jesus Christ, Behüt Gott alles, was auf dieser Alpe ist.

Ave Maria und verwundeter Leib Herr Jesus Christ, Behüt Gott alles, was unter unserer Pflicht und Schuldigkeit ist.

Ave Maria . . .

Behüt Gott alles, was hier herum ist.

Der heilige St. Antoni wolle uns behüten und bewahren vor allem Schritt und Tritt, vor allen bösen Geistern und vor allem Atemzug. Dieses übergebe ich alles im Namen der

hochheiligsten Dreifaltigkeit, Gott dem Vater, Gott dem heiligen Geist und Gott dem ewigen Sohne, A — men.“

Bei dem letzten Satz drehte sich der Senne nach allen Himmelsrichtungen, denn so weit das Wort trägt, haben die bösen Geister keine Kraft.

Von dem Lager her scholl der gedämpfte Glockenklang der ruhenden Herde. Er verwob sich mit dem Rollen und Brausen der Sturzbäche, die viel leiser rauschten als am Tage, und es klang bald wie das Summen einer großen Glocke aus weiter Ferne, bald wie etwas, das aus dem Boden zu kommen scheint, sich aufwärts schwingt und weit oben an dem Himmelsgewölbe verflingt. Da horch! Ein Lüftchen trug den Abendgruß von der Galenalp herauf. Ave Ma — ri — a!

Der Senne hob nochmals den Trichter an den Mund und schmetterte den Gegengruß hinunter. A — men.

Das Echo gab den Schall zurück, dann war es wieder still.

Als er nichts mehr hörte, trat er in die Hütte und Severin folgte ihm. Der Hirte saß schon drinnen beim Feuer und besah sich das schimmernde Goldstück. Die beiden setzten sich neben ihn und schauten in die Glut. Severin ergriff zuerst das Wort. Seine Stimme klang gedämpft, fast weich.

„Das war schön — das. Ich habe den Segen lange nicht mehr gehört. — Man bekommt Heimweh dabei“. Thedül erwiderte nichts. Er rückte den Stuhl näher zum Feuer und zündete die Pfeife wieder an.

„Machst du das jeden Abend so gut?“ fragte Severin.

„Heute ging es leichter als gestern“, gab Thedül zur Antwort. „Gestern war's frostig und der Wind blies die Worte weg“.

„Wenn es regnet oder schneit, da lässest du das Beten?“

„Gott bewahre. Jeden Abend rufe ich den Johannissegens. Man kann nachher immer wieder zum Feuer. Holz haben wir im Überfluß“.

„Ja ja“, murmelte Severin, „ja schon, das ist richtig!“

„Da hat einer es einmal unterlassen, den Segen zu beten“, erzählte Thedül. „Er schlief auf dem Lager beim Vieh. Da erschien ein schwarzes Männchen. Das hatte auch so ein Salztäschchen umgehängt wie wir und das Büchlein mit der Salbe. Er gab den Kühen davon zu fressen, und da sprangen sie auf und jagten davon. Der Hirte wollte sie zurückhalten, aber da strich der Böse ihm von der Salbe an den Mund, und da mußte er mitlaufen. Als sie schon weit weg waren über alle Berge, blieb die Herde stehen. Der Boze sagte: „Hier bleibt das Vieh, wo es ist!“ Der Hirte aber wehrte sich: „Nein, du bringst es wieder hin, wo du es genommen hast!“ Da gab der Geist nach und sprach: „Hättest du mir gehorcht, so hätte ich dich samt der Herde in den Abgrund geschleudert“. Darauf führte er die Herde wieder auf das Lager zurück“.

„Ja ja“, sagte Severin halblaut, „so ein Alpsegen hat eine große Kraft!“

„Wie wär's, wenn wir schlafen gingen!“ meinte Thedül.

„Groß bin ich schon, die Glieder zu strecken!“ bemerkte Severin und kroch mit dem Hirten auf die Pritsche. Der Senne schloß mit dem Riegel die Tür, griff in die Teufels- sprengung und schleuderte die Tropfen nach allen Seiten. Dann nährte er die Glut mit einem Knuppen Tannenholz und legte sich ebenfalls unter die Decke. In der Hütte war es dunkel, nur unter dem Kessel knisterten die Flammen, und ab und zu löste sich ein dürres Splitterchen mit lautem Knall. Von der Herde vernahm man nichts mehr.

„Du, Thedül!“ wandte sich Severin nach einiger Zeit zu seinem Kameraden.

„Ja, was hast du?“

„Ich gehe morgen früh zu meiner Mutter!“

„Dann läufst du in die Falle!“

„Ich übergebe mich selbst der Polizei!“

„Das ist wohl das beste.“

„So weiterleben mag ich nicht mehr!“

„Ja schon“, sagte der Senne mit etwas lauterer Stimme, „Schlaf jetzt nur!“

Aber Severin konnte den Schlaf nicht finden. Er drehte sich hin und her und starrte mit offenen Lidern in die Steinplatten des Daches. In den Beinen lag es wie Blei, nur in seinem Kopfe wollte es keine Ruhe geben. Er sah zurück auf sein Leben, auf den Weg, den er vom Zuchthaus bis hierher zurückgelegt hatte. Dann schaute er vorwärts und schloß die Augen. Mit einem Ruck warf er die Decke von sich, stand auf und schritt zum Feuer, weil ihn fröstelte. Mit vollen Baden blies er in die Glut und legte sich auf den harten, ausgebrannten Lehm Boden, den Rücken gegen die strahlende Wärme gefehrt.

Den großen Giltsteinofen im Rücken hatte er oftmals in der Stube seiner Mutter oder bei den Bauern unten in Grächegg gefessen, denen er vom zehnten Jahre an in die Kost gegeben wurde. Sein Vater war früh gestorben und hatte der zahlreichen Familie nur ein verschuldetes Gütchen zurückgelassen. Severin kam mit einer Schwester auf die Gemeinde und mußte die schmale Kost, die sie in der Kehre erhielten, mit harter Arbeit verdienen. Einen Sommer lang hatte er die Ziegenherde zu Berge getrieben.

Das war eine schöne Zeit gewesen, das schönste seines Lebens, besonders im Hochsommer, als er das Trüpplein ins Nanztal hinüberführen durfte. Eine Ziege aber war ihm dabei zu Tode gefallen, und dafür war er vom Besitzer verprügelt worden. Aus Rache hatte er dem Bauer ein junges Schwein erschlagen, worauf er floh und sich eine ganze Woche in fremden Dörfern herumtrieb. Als er wieder heimkehrte, unterzog er sich der Mutter zuliebe der Strafe, die der Rat über ihn verhängte. Der Mutter hatte er alles Gute versprochen und sich bemüht, es auch zu halten. Da verwickelte er sich einige Jahre später in eine Schlägerei, wobei einer liegen blieb. Wer den tödlichen Streich ausgeführt, konnte nie mit Sicherheit ermittelt werden, denn die Burschen waren alle betrunken gewesen. Auf Severin lastete der schwerste Verdacht, und er kam ins Zuchthaus. Seine Schwester und zwei Brüder waren nach Amerika ausgewandert, der dritte war verschollen. So blieb die alternde Mutter ohne Hilfe in Grächegg zurück. Die Mutter, die wollte er Morgen aufsuchen, ihr die Hand drücken, ihr zeigen, daß er kein schlechter Hund sei, und dann seine Strafe absitzen. Wie sie wohl aussehen mochte, seine Mutter? Er fühlte ein stechendes Verlangen nach ihr.

Das Feuer hatte keine Kraft. Er warf noch einige Knorren hinein und legte sich wieder hin; dann schlossen sich seine Augen, und er fing an zu schlummern, bis ihm träumte, er falle tief, tief in den Abgrund. Dann fuhr er aus dem Schlafe und schlug den Kopf an den Kessel, daß es tönte. Es war eine unruhige Nacht für ihn, erst gegen Morgen übernahm ihn die Müdigkeit.

Er schlief noch am verglommenen Feuer, als der Senne die Tür öffnete, so daß die kalte Morgenluft hereinströmte. Thediil stieg auf den Block vor der Hütte und rief gegen den Rasgarten gewendet: „Komm — da — da — loba — da. Komm loba — komm!“

Durch das dumpfe Rauschen der eingeschlafenen Bergbäche stachen die grellen Töne der Kuhglocken. Die Herde setzte sich in Marsch, und eine hinter der andern trotteten die Kühe den Weg zurück, der Hütte zu. Beim Bache schlürften sie den Morgentrunke, stiegen das Steilbord empor, sammelten sich zu einem Trüpplein, hier die eine, dort die andere, und hielten still, bis sie gemolken waren.

Severin tat sehr eilig, trank aus dem Kübel die kuhwarme Milch, bedankte sich und stieg an dem Hang empor. Er kannte noch jedes Bächlein und jede Rippe. Er wußte, durch welche Furgge er am schnellsten über den Bergrücken nach Grächegg gelangen konnte.

Eine Stunde später, als die Tiere gemolken waren, deutete der Schlapjer mit hochernster Miene in der Richtung des Dorfes und sagte: „Sie paßt ihm auf — die Polizei. Helfen will ich ihm. Er hat mir 20 Franken gegeben“.

„Was fällt dir ein“, fuhr ihn der Senne an. „Du bleibst hier!“ Doch der Hirte gehorchte nicht.

„Ich bin zurück — zum Melken“, lallte er und stieg mit Riesenschritten den Weg empor, den Severin gegangen war.

Hütte und Herde lagen noch im Schatten des Berges, als Severin den Paßeinschnitt erreichte, auf den er zugehalten hatte. Die Sonne stach durch die Wolken, und in ihren Strahlen silberten die Schaumwellen des Talbaches. Er schaute nicht mehr zurück und eilte mit verlängerten Schritten durch das faule Gestein einer breiten Schutthalde. Das Ranzerthal entschwand, und schon ertönten abermals die Klänge einer Kuhherde, die etwas tiefer auf der Grashalde weidete. Er hielt sich von den Tieren fern, um nicht mit den Hirten zusammenzustoßen, steuerte auf den Wald zu und folgte dem Fußweg, der an schlanken Stämmen vorbei abwärts führte. Wenn der Huf eines Maultieres anschlug oder eine menschliche Stimme sich in der Nähe vernehmen ließ, so wich er schnell aus. So gelangte er in kurzer Zeit an den Ausgang des Waldes, wo er einen Moment rastete. Grüne Matten, voll der schönsten Wiesenblumen, dehnten sich bis hinunter zum Dörfchen und darüber hinaus und prangten im Glanz der warmen Morgensonne. Hoch und dicht stand das Gras und versprach eine gute Ernte. Sonnenhaft goldene Blumensterne lockten die Falter. Auf den weißen Dolden des Schirlings saßen schillernde Rosenkäfer. Die Glocken von Grächegg begannen zu läuten. Es war das Glockenspiel seiner Bergheimat. Wie oft war er in der Turmstube oben gewesen und hatte dem Sigrist zugeschaut, wie er mit den Hämmern die Glocken spielen ließ. Die Kirche und ein Teil des Dorfes waren noch verdeckt durch einen bewaldeten Vorsprung.

„Und heute ist Fronleichnam“, murmelte er und griff an den Hut. Dieser hohe Feiertag war für ihn günstig, denn nun konnte er unbemerkt zu der Hütte seiner Mutter gelangen. Sie lag einen Steinwurf tiefer als das Dorf, mit zwei bis drei andern zu einem kleinen Weiler vereinigt.

Er bog vom Weg ab und folgte dem Waldsaum abwärts. Helles Gelächter überraschte ihn. Einige Bursche und Mädchen, die scherzend und sich neckend aus dem Walde traten, wären mit ihm zusammengestoßen, wenn er sich nicht hinter einer jungen buschigen Tanne geduckt hätte. Es waren die von Blumegg, die den weitesten Weg hatten und sonst immer die ersten waren, nur heute nicht. Zwei der Bursche trugen die Uniform und das Gewehr an der Schulter, denn zu der großen Prozession erschienen die Soldaten im Wehrkleide. Er ließ das lustige, feiertäglich gekleidete Völklein, das ihn nicht bemerkte, vorüberziehen. Jetzt erschaute er das Dach seines elterlichen Hauses, das wie die andern Hütten mit Steinziegeln belegt und teilweise von einem schlanken, aber krumm gewachsenen Kirschaum verdeckt war. Er erkundete den Weg. Wenn er rasch ausschritt, konnte er es schon wagen, die Dorfstraße zu kreuzen. Und wenn man ihn erkannte, zum Donner, er wollte sich ja selbst der Polizei stellen. Er stülpte den Krigen auf und zog den Hut tiefer ins Gesicht. So stieg er, fest ausgreifend, durch die ersten Häuser des Dorfes, ohne daß sich ein Bein gezeigt hätte. Da sprang ein Hund mit lautem Gebell auf ihn los.

„Du verdammter Kläffer“, schrie er ihn an und hob einen Stein auf. Der Hund wich zurück und fiel mit neuer Wut über ihn her, schoß ihm in die Beine und zerrte an den Hofen. Er ließ den Stod niedersaufen, aber das Tier wich schnell beiseite. Da kam der Bauer zur Tür herausgefahren. „Hierher Sepp!“

Der Hund gehorchte, und als er den Fußtritt seines Meisters verspürte, schrie er auf und schlich winselnd davon.

Severin schaute um sich, nur einen Augenblick, dann lief er davon, wie wenn der Hund noch hinter ihm wäre. Der Bauer aber sah ihm nach und machte dann plötzlich kehrt, als ob er ihn erkannt hätte.

Die Tür des elterlichen Hauses war halboffen. Daneben stand eine mit Grünfutter gefüllte Hutte, auf der noch die Sichel lag. Er ging in den dunkeln Vorraum, bog den Kopf zurück, schob den Hut aus der Stirne und klopfte an. Ohne eine Antwort abzuwarten, drückte er die Klinke und trat in die Stube. Seine Mutter, die in einer Truhe kramte, kehrte sich um und schaute ihn lange an.

„We — was? Du bist da, Severin?“ Ihre Stimme zitterte vor Aufregung.

„Ja, ich bin's“, sagte er, atmete zweimal recht tief und streckte ihr die Hand hin. Die Mutter nahm die dargebotene Rechte und sah ihm mit kummernden Blicken in die Augen, so daß er wegschauen mußte.

„Ich wollte sehen, wie es Euch geht, Mutter; ich — ich hatte lange Zeit!“

„Seh dich, Severin, du wirst wohl müde sein. — Nein, auf diesen Stuhl, der da ist aus dem Leim.“

Severin setzte sich und schaute sich im Stübchen um. Es hatte sich nicht verändert, seitdem er von hier fortgezogen war, und das war doch lange her. Dort stand das Bett mit dem braunen Gestell und der dunklen Decke, hier das Schränklein, in das er nie schauen durfte, an der Wand hingen die beiden Heiligenbilder mit den schwarzen Holzrahmen, und hier war der alte Eßtisch mit den zerhackten Kanten und der abgebrochenen Ecke. Die Ecke hatte er einmal neu angefeßt, aber das Stücklein war wieder abgefallen.

„Ich könnte den Tisch wieder flicken“, fing er an und fuhr mit der Hand über die Platte.

„Ja schon, wenn du willst“, versetzte die Mutter, „aber heute nicht. — Gehst du auch zur Kirche? Es ist so schämig, daß ich nicht gehen kann; die Beine, die bringen mich nicht mehr vom Fleck. Das ist die erste Fronleichnam, wo ich nicht dabei bin.“

„Ich will gehen, Mutter“, sagte der Sohn. Er hätte ihr zu Liebe jetzt alles getan.

„So geh nur gleich! Wir können nachher 'zusammen reden. Hast du Hunger? Du nimmst dann etwas im Wirtshaus. Das Brot da in der Schublade ist hart und der Käse — der ist letztes Jahr nicht gut geraten.“

„Mutter, sagt es heraus! Ihr habt nichts mehr zu essen!“

„Was du nicht meinst! Seh ich denn so schlecht aus?“

„So hab' ich Euch noch nie gesehen. So krank — so — so elend!“ Und er musterte sie von oben bis unten. Die Haare lagen birkenweiß an den Schläfen, wo das Kopftuch sie freiließ. Das Gesicht war eingefallen, voller Runzeln. Über den Augen wölbten sich schneeweiße Brauen. Die dünne Jacke mit den vielen Flickern hing schlaff über den hagern Leib, und aus den Ärmeln schauten fleischlose, verschrumpfte Hände.

„Aber jetzt geh zur Kirche; du tußt mir einen Gefallen“, mahnte sie.

„Ja, ich gehe, Mutter — ade!“ In seinen Worten lag ein Zittern, und er fühlte wieder das Frösteln am Rücken.

„Die Prozession mach nur auch mit! Sie soll schön sein heute. Über ein Duzend

Soldaten sind dabei und ein Offizier. Dann kommst du gleich wieder, gel? Behüt dich Gott, Severin!"

Er öffnete die Tür und schritt hinaus. Der Sonnenglanz blendete seine Augen, denn im Stübchen war es so dämmerig gewesen. Fast jedes Fensterchen hatte mit Papier verklebte Scheiben. Wie war die Mutter alt und schütter geworden! Ja, er wollte gehen bis zur Kirchhofmauer, in der Ecke neben der Holunderstaude, wo ihn niemand bemerken konnte, auf den Ausgang der Messe warten, die Prozession vorüberziehen lassen, um auch etwas davon zu haben, dann zum Krämer, Brot und Fleisch einkaufen für die Mutter und dann — zur Polizei.

Entschlossenen Willens stieg er bergan, dem Wege nach, den knorrigen Stock fest einsehend. Aus dem nächsten Haus stürzten zwei Polizisten auf ihn los. „Du bist verhaftet!“ schrien sie, und der eine hielt ihm den Revolver entgegen.

Severin schrak zusammen und hielt still. „Laßt mich noch an die Messe gehen!“

„Zawohl zur Messe! Ins Zuchthaus! Gib die Hände her!“

„Was, schließen wollt ihr mich! Ich verspreche euch, nicht davon zu laufen. Ich wollte mich ja selber stellen!“

„Das hat noch jeder gesagt“, rief einer der beiden hochgewachsenen Gendarmen. „Die Hände her!“

„Wenn ihr mich schließt, beim Teufel, dann laufe ich davon! Tut es nicht, ich bitte euch darum.“

„Ich glaube, es ist nicht nötig“, sagte der eine der Polizisten. „Für alle Fälle habe ich den Revolver“. „Aber den Stecken gibst du her!“ befahl der andere. Als dieser den Stecken nehmen wollte, sprang eine Gestalt ihm von hinten an den Nacken, umspannte ihn mit den Armen wie mit einer eisernen Zange und riß ihn zu Boden. Severin wußte nicht, was der Überfall zu bedeuten hatte und erkannte erst nach und nach in dem unerwarteten Helfer den Hirten aus dem Nanzertal. Der aufrechtstehende Gendarm glaubte, es sei ein Komplott und zielte mit der Waffe auf den wütenden Burschen, doch er wagte es nicht, loszudrücken, aus Furcht, den falschen zu treffen. „Bei Gott ich schieße“, rief er stets. Da fielen die Glocken lärmend ein. Das Volk strömte aus der Kirche und reihte sich zur Prozession.

Die beiden rangen immer noch am Boden, Kraft gegen Kraft. Der Polizist getraute sich nicht, beizuspringen, da er fürchtete, der Gefangene könne ihm entweichen. Da ließen sich die Kämpfenden los. Der Schuß krachte, und der Hirte, dem das Blut zu Mund und Nase herauschoß, griff an die Brust.

„Was hast du getan, du vermaledeiter Gauch“, schrie Severin in lodernder Wut, „das ist ja der Schlapjer“, und er schlug dem Gendarmen die Waffe aus der Hand und holte aus zum Streich, der ihn niederschmettern sollte. Da erscholl ein spitzer kurzer Schrei ganz nahe hinter ihm. „O meine Mutter!“ stieß er aus. Er ließ den Stock fallen und stürzte zu der alten Frau, die am Wege niedergesunken war. Der Polizist folgte ihm. „Die Hand her, du Schuft“. Severin war über seine Mutter gebeugt, die wie tot im Grase lag. „Seht ihr nicht, daß sie sterben will! Hilfe für die Mutter!“

„Gib her!“ Die zwei Diener des Gesetzes packten ihn und schlossen ihm mit dem Kettlein die Hände zusammen. Er war gebrochen, willenlos.

„Marisch, vorwärts!“ Im Wege lag der Hirte und wiegte sich, vor Schmerz stöhnend hin und her. Das Geschloß mußte sich in die Lunge gebohrt haben. „Führe du ihn ab“, sagte der Gendarm zu seinem Kameraden. „Da ist der Revolver. Für die beiden andern hole ich den Präsidenten.“

„Soll ich meine Mutter so zurücklassen!“ jammerte Severin.

„Lauf!“ knurrte der Polizist, noch heftig aufgereggt. „Marsch, auf den Weg!“ Die Prozession näherte sich, voraus der goldgestickte Baldachin, hierauf die farbigen Standarten, man hörte den Gesang und das Gemurmel der betenden Scharen.

Severin schritt, gefolgt von dem Gendarmen, den Weg abwärts. Der Kopf hing ihm tief auf die Brust, und er drehte sich immer noch zurück, auch als die letzte Hütte verschwunden war. Eine Träne lief ihm über die Wange, und er wimmerte „meine Mutter — meine arme Mutter!“ Doch zuletzt stieg er wie einer, der vom Leben Abschied genommen hat, im Gleichtakt der Schritte wegab, die Hände vorgestreckt, den Blick immer gerade aus. Er bewegte kaum noch die Lippen, und seine Worte wurden leise und verflangen wie die Glockentöne oben im Dorf.

Der Madonnentypus

Von Hedwig Correvon



„Maria war die schönste der Jungfrauen,“ berichtet Epiphanius. „Sie war vollkommen ebenmäßig gewachsen, weder zu groß noch zu klein. Ihr Körper war weiß, ohne jeden Makel, ihr Haar lang, weich, goldblond. Unter einer wohlgeformten Stirn und schmalen Brauen mächtig große, saphirblaue Augen; gerade, regelmäßige Nase, angenehme, schön geschnittene Lippen. Die beiden Wangen waren wie mit je einem Rosenblatt geschmückte Lilien. Ihr Gang war zierlich, ihr Blick reizend, und eine jede ihrer Bewegungen sittsam.“

Also war Maria, und dennoch, wie viele Gestaltungen nimmt sie im Verlauf der Kunstgeschichte an. Eine recht eigentliche Entwicklungsgeschichte erfährt ihr Typus, eine Geschichte, die uns Geschichte des Christentums zugleich ist. Um die Anfänge des Madonnentypus zu finden, müssen wir in das Dunkel der Erde herniedersteigen. In den Katakomben ist das Urbild des Symboles des Christentums. Aus einer primitiven Kunstrichtung ist es entstanden, aus einer Kunst, die gerade durch ihre Einfachheit eine Innerlichkeit besitzt, die den späteren Richtungen verloren gegangen ist.

Nehmen wir die Maria in den Katakomben der Priscilla. Die Hand, die sie geschaffen, war ungeschult, der Geist, der sie beseelte, von der Kultur noch ungeschwächt. Aber trotz der Unbeholfenheit in der Linienführung, trotz der kunstlosen Farben entströmt diesem Bilde eine ungemeine Kraft. Es ist die Verkörperung des Ideals des Gläubigen: des Glaubens an die Zukunft; und auch